

I Der Telefonanruf

1

Kaum hatte er die Schwelle zur Wohnung seines Onkels Fredy überschritten, als ihn das Gefühl überkam, die Zeit sei stillgestanden. Dasselbe Doppelporträt auf der Kredenz, umgeben von ein paar verwelkten Blumen; es war wohl kurz nach dem Geburtstag eines der beiden vermissten Kinder. Dasselbe Zimmer, das er als Student bewohnt hatte – es hieß noch immer »das Kinderzimmer« –, auf dessen Bett der große Teddybär seinen rechtmäßigen Besitzer erwartete. Genau so hatte er das Plüschtier in Erinnerung. Mit nur einem Auge. Das fehlende hatte man auch in den Jahren seiner Abwesenheit nicht ersetzt. Derselbe Geruch nach Bohnerwachs. Dieselben anheimelnden Geräusche – Taubengegirr von draußen und das Geklapper einiger loser vom Wind erfasster Fensterläden.

Onkel Fredy und Tante María Inés, beide völlig ergraut und durch ihre gebeugte Haltung kleiner geworden, als sie in seiner Erinnerung lebten, aber fast ohne Runzeln im Gesicht, begrüßten den Neffen wie einen verlorenen Sohn; der Onkel mit fahrigem Gesten; die Tante mit streichelnden Bewegungen ihrer von Altersflecken verunzierten Hand. Noch immer entströmte ihr das leichte Parfüm nach Sandelseife. Kaum war sie fertig mit den Umarmungen und Küssen, als sie auch schon begann, ihn mit ihren Fragen zu bestürmen. Ob er eigentlich wisse, was aus Flora geworden sei? Ausgerechnet das war die erste Frage. Ausgerechnet der Finger in die Wunde! Er schüttelte den Kopf und bemühte sich, die erniedrigende Erinnerung zu löschen, welche die Erwähnung

dieses Namens in ihm ausgelöst hatte. Ob er eine neue Freundin habe? Das wünsche sie dem Neffen von Herzen, denn es sei nicht gut, alleine zu leben. Ob er anständig verdiene? Ob er sich weiterbilde, wie es sich gehörte? Und ob er nun im Land zu bleiben gedenke? Die bohrende Frageri war schon immer ihr Laster gewesen; andererseits hatte sie auch nie davor zurückgeschreckt, ihm als Gegengabe mit ungenierter Offenheit ihr Innenleben preiszugeben. Bis zu einer bestimmten Grenze jedenfalls tat sie dies. Die überschritt sie lange nicht. Bis sie es eines erinnerungswürdigen Tages eben doch fertigbringen würde, auch diese letzte Schranke dem Neffen gegenüber fallen zu lassen.

Der Onkel zog sich bald zurück, um, verstrickt in seine philatelische Leidenschaft, mit seinen Alben zu hantieren. Deren Anzahl schien sich im Laufe der Jahre vermehrt zu haben, aber der Zurückgekehrte konnte sich irren. Schon damals, vor gut zehn Jahren, hatte die Tante die plötzlich aufgetretene Sammelwut ihres Mannes als ein bedenkliches Symptom gewertet, da sie in ihren Augen einem Rückzug aus der Realität gleichkam, nicht weniger wie die Beharrlichkeit, mit der er bei seinen Gesprächen auf einem Stand der genetischen Forschungen verweilte – seinem Fachgebiet –, der längst überholt war. Bedenklich nicht zuletzt dieses Symptom, weil man, wie sie dem Neffen damals verriet, seinen Bruder schon als Kind, noch in Berlin, in einer Nervenheilanstalt interniert hatte. Ob und wie weit der Onkel erblich belastet war, blieb im Dunkeln. Und welches Ereignis in diesem – wohlgemerkt, rein hypothetischen – Fall den Anstoß für sein wirklichkeitsfernes Verhalten darstellen könnte, darüber sprach man nicht.

Die einzige Änderung, die er in der Wohnung entdeckte, war die Präsenz eines kleinen Fernsehapparats. Der befand

sich wie ein Fremdkörper im Speisezimmer, dort wo einst das schon damals altmodische Radio gestanden hatte. Wollte er zur Zeit seiner kindlichen Sportbegeisterung ein Fußballspiel ansehen, so musste er dafür einen seiner Freunde aufsuchen, der über ein solches Gerät verfügte. Die Tante hatte nichts übriggehabt für diesen von ihr als »Glutzofon« bezeichneten Störenfried. Von diesem abgesehen (»wir schalten ihn nur abends kurz ein, um uns die Nachrichten anzuhören«, erklärte sie in einem Ton, der klang, als müsse sie sich vor dem Neffen rechtfertigen) schien sich in dieser kleinen Welt nichts verändert zu haben. Er hatte sie vor mehr als sieben Jahren verlassen, um im Ausland das Glück zu versuchen, das ihm in seinem Vaterland verwehrt war. Als Taxifahrer hätte er hier sein Brot verdienen müssen, als Schmuser auf Provisionsbasis bei einem Häusermakler vielleicht oder als Versicherungsagent. Tätigkeiten, denen mehr als einer seiner Kumpel widerwillig nachging. Dazu waren sie zur Universität gegangen, hatten einen Dokortitel oder ein Ingenieurdiplom erworben! Dabei war Taxifahrer noch das kleinste Übel, weil dieser Beruf wenigstens ein regelmäßiges Einkommen gewährleistete und man nicht von den Launen eines Vorgesetzten abhing. Scheiße! Shit! Merde! Oder einfach Mierda, verfluchte! Wie es sein Urgroßvater Jerónimo – »Er ruhe in Frieden!« – so treffend zu sagen pflegte: Argentinien war vom Einwanderer- zum Auswanderland geworden ... Nein, vielleicht doch nicht ganz so treffend. Denn das von den gut ausgebildeten jungen Männern und Frauen hinterlassene Vakuum wurde nun von Halbalphabeten aus Bolivien, Paraguay und Peru eingenommen. Die strömten in Scharen ins Land, hausten in den Elendsvierteln, wo sie allerlei Probleme verursachten und durch ihre bloße Anwesenheit und ihre Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt einen Fremdenhass hervorriefen, der den guten

alten gegen Juden und Dunkelhäutige gerichteten Rassismus ablöste.

»Ja, ja, mein guter Onkel Jerónimo, dein Uropa! Wie oft muss ich noch an ihn denken. ›Ich bin ein Jüngling in fortgeschrittenem Alter«, hatte er so gerne von sich behauptet. Sein pechschwarz gefärbtes Schnurrbärtchen hatte sich mit den Jahren in einen grässlichen grauen Schnauzbart verwandelt. Was ihn nicht daran hinderte, bis zu seinen letzten Tagen das große Wort zu führen und sich wie das Familienorakel zu benehmen. Immer mit einer roten Nelke im Knopfloch, der Schwerenöter«, erinnerte sich die Tante. Nach einer ganzen Weile fiel der Nachsatz: »Und der Rodolfo geriet nach seinem Vater. Nur ohne Schnurrbart und nicht ganz so zukommend. Aber mindestens genauso geschäftstüchtig. Dabei war er doch so ein netter Junge gewesen. Ein Schalk, den man lieb haben musste.«

Die Bezeichnung »geschäftstüchtig« hörte sich abfällig im Mund der Tante an, was den Neffen veranlasste, sie etwas erstaunt anzublicken. Schließlich war die Geschäftstüchtigkeit kein Charakterfehler. Im Übrigen war dieser Rodolfo – ihr leiblicher Cousin und folglich sein Großonkel – kein Schulbub mehr, sondern ebenso alt wie sie. Vielleicht sogar ein oder zwei Jahre älter. Unter den Blicken Enriques lief sie vor Verlegenheit rosarot an: »Der besorgt jetzt das Geschimpfe auf unsere jeweilige Regierung, obwohl er es trotz aller Krittelei fertigbringt, unter sämtlichen Regierungen gute Geschäfte zu machen. Genau wie ehemals sein Alter. Egal ob die Militärs an der Macht sind oder Zivilisten, die Peronisten oder die Radikalen, ob wir gerade eine linke oder eine rechte Herrschaft über uns ergehen lassen müssen; überall hat er seine Leute sitzen.« Ja, die wendigen Hernández stellten den kapitalistischen Zweig der Familie dar. Sie waren die Einzigen, die wirklich zu Geld gekommen waren. Zu dickem Geld.

Und nun war er also wieder zurückgekommen ins traute Vaterland. »Willkommen in der Heimat. Doktor Miliani, Enrique!«, ließ die dicke Beamtin am Schalter im Flughafen von Ezeiza mit hämischem Grinsen verlauten, nachdem sie zuvor seinen Pass einer eingehenden Prüfung unterzogen hatte. Er war sich sicher, dass dieser Gruß sarkastisch gemeint war, vielleicht sogar schadenfroh. Die Schwierigkeiten, die er sich mit seiner Eskapade bei den für die Green Card zuständigen Behörden der Vereinigten Staaten einhandelte, waren der Beamtin natürlich bekannt.

In der Hoffnung, hier wieder Fuß zu fassen, war er zurückgekehrt. Nur ein Versuchsballon, wie er seinen wenigen Bekannten versichert hatte. Ohne die fragil konstruierten Brücken ganz abzubrechen. Die waren schwankend genug. Denn in den Staaten hatte man auch nicht auf ihn gewartet. Das hatten ihm die bürokratischen Hürden gezeigt, die ihm den Weg verstellten. Keine Universität hatte sich um ihn gerissen, diesen blutjungen Doktor der Biologie ohne praktische Erfahrung, der sich auf Phytogenetik spezialisieren wollte – um genau zu sein: auf die Züchtung von Getreidesorten, die sich als erheblich widerstandskräftiger gegen einen erhöhten Salpetergehalt im Boden und gegen extrem trockene Klimabedingungen erweisen sollten, als es die herkömmlichen Pflanzensorten waren. Die Manipulation der Erbmasse: mithilfe von Bakterien und Viren in die Wirtspflanzen eingeschleuste Gene, steckte damals noch in den Kinderschuhen. Handfeste Erfolge konnte er keine aufweisen; dazu hätte es aufwendiger Feldversuche bedurft. Um Schuldige für seinen Misserfolg zu finden, gab er manchmal den an den Haaren herbeigezogenen Verdacht von sich, es gebe Kollegen, die sich gegen ihn, den Außenseiter, verschworen hätten. Er sah sich als ein Opfer der Intrigen, die von den miteinander rivalisierenden Forschern ausgingen,

denen die Entschlüsselung des menschlichen Genoms oblag, diesem in Mode gekommenen Jahrhundertprojekt. Eine ziemlich haltlose Theorie, um nicht zu sagen, barer Unsinn. Ihm war bekannt, dass die Tante derartige von ihr als »typisch argentinische Komplottfantasien« bezeichneten Argumente ihres Neffen nicht gelten ließ. Er verzichtete daher darauf, sie jetzt anzubringen. An den nicht weniger »argentinischen« Fantasien der alten Tante rührte er nicht, sondern zog es vor, über den pharmazeutischen Betrieb zu berichten, in dem er schließlich untergekommen war. Man zahle ihm ein anständiges Gehalt, das sei nicht zu leugnen. An diesem Punkt seiner Geschichte angekommen, leistete er sich einen Vorstoß in Richtung der im Schläfe leise knurrenden Hunde unterm Tisch: »Flora wäre zufrieden gewesen mit mir«, brachte er vor, »auch wenn sie eine ideologisch bedingte Abneigung gegen die Mammutkonzerne der Amis hegt, denen sie allerhand weltumspannende Konspirationen nachsagt ...«

»Die verbreitete Sucht, überall Verschwörungen zu wittern« unterbrach ihn die Tante.

Er aber ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Sie wäre vielleicht bei mir geblieben, denn trotz ihrer marxistischen Anwandlungen liebte sie die finanzielle Sicherheit. Erst wenn die gegeben sei, wollte sie Kinder in die Welt setzen. So behauptete sie einst.« Ein gutes Gehalt also, aber die Beschäftigung mit Labormäusen und Statistiken bot nicht die geringste Chance einer wissenschaftlichen Karriere, wie er sie sich einst vorgestellt hatte. »Damals, als du und dein Kommilitone euren Idealen wortreich anhingst in den vom Zigarrettenrauch geschwängerten Nächten der endlosen Diskussionen. Wo der Matete kreiste und ihr eine bessere Welt herbeireden wolltet«, erinnerte sich die Tante in nahezu druckreifer Rede. Den Nachsatz: »Wie dies einst

auch meine Adriana mit ihren Freunden getan hatte«, unterdrückte sie

»Genau«, bestätigte Enrique kopfnickend.

»Nur dass sich dieser jugendliche Idealismus gelegentlich als tödlich erweist.« Ein nachdenklich vorgebrachter Satz, mit dem die Tante ihre eigenen vor sich hin dämmernden Hunde kitzelte und die Gespenster mobilisierte, die sie bei Tag und Nacht verfolgten. Vor allem bei Nacht.

Letzthin schien hierzulande einiges in Bewegung geraten zu sein. Die Tante hatte ihn per Internet auf dem Laufenden gehalten, teils spöttisch, teils besorgt. Und oft mit ein paar Sätzen der Hoffnung oder der Enttäuschung, wenn sich wieder einmal die »Großmütter der Plaza de Mayo« bei ihr gemeldet hatten. Sie verfolgten eine heiße Spur; mit ziemlicher Sicherheit habe man jetzt den Enkel von Frau Doktor María Inés Adler lokalisiert, den Sohn ihrer »verschollenen« Tochter Adriana. Aber Vorsicht sei geboten; schon mehrmals sei einer der aufgespürten Vögel davongeflogen, bevor der zuständige Richter, dieser Lahmarsch, habe eingreifen können. Wie oft hatte die Tante solche Botschaften zu hören bekommen, längst hatte sie ihre DNA und die ihres Mannes bei der zuständigen Datenbank hinterlegt, »die genetischen Marken, um sie mit denen der ins Visier geratenen Kinder vergleichen zu können«.

»Damit kann Onkel Fredy gewiss gut umgehen, mit der DNA. Die schlagen schließlich in sein Fach«, mutmaßte der Neffe. Doch als er sich in diesem Sinn äußerte, winkte ihm die Tante heimliche Zeichen zu, er möge um Gottes willen den Mund halten. Die Babys – das war längst kein Geheimnis mehr – hatte man den zum Tod verdamnten Müttern wenige Tage nach ihrer in der Gefangenschaft stattgefundenen Entbindung entwendet, um sie mit gefälschten Doku-

menten an Kandidaten zu verschenken, die den Militärs genehm waren. Das war vor nahezu dreißig Jahren geschehen; die damals entstandenen Wunden waren nie verheilt – mehr noch: Laut dem Vetter Rodolfo, diesem Klugschleißer, streute die momentan an der Macht befindliche Regierung noch immer Salz in sie, um den Revanchegeist im Volk wach zu halten und durch ein solches Feindbild ihre eigene Machtposition zu festigen.

Hoch her war es im Land gegangen seit dem unrühmlichen Abgang der Militärs. Das war Enrique hinlänglich bekannt. Zwei der seitdem mehr oder weniger demokratisch gewählten Präsidenten mussten vorzeitig abtreten. Das Machtgerangel der egomanen Politiker, die alle zur Futterkrippe drängten und gegeneinander intrigierten, nannte man großmäulig Politik. Als sich das Land dann in einem einzigen Jahr gleich drei Präsidenten hintereinander leistete, ohne dass es zu einer Volksbefragung gekommen wäre, platzte dem im Allgemeinen geduldigen Fußvolk der Kragen; mit der Parole »¡Qué se vayan todos!« waren sie auf die Straße gegangen. Alle Politiker sollten abhauen. Enrique hatte es im New Yorker Fernsehen mitbekommen, denn die Bilder waren damals um die ganze Welt gegangen. Dass sich die gescheiterten Politiker kurz darauf durch die Hintertür einschleichen und versuchen würden, erneut ihre Pöstchen anzutreten, hätte er sich eigentlich an seinen zehn Fingern ausrechnen können.

Bis sich dann der nahezu unbekannte Gouverneur einer abgelegenen Provinz im Süden namens Néstor Kirchner anheischig gemacht hatte, mit dem von seinen Vorgängern gebauten Mist fertig zu werden. Mit der Unterstützung von nur 22 Prozent der Wählerschaft war er ins Regierungsgelände eingezogen. Doch, so verriet die Tante mit kaum unterdrückter Schadenfreude, erwies er sich als wesentlich gerissener, als es sich seine Drahtzieher vorgestellt hatten,

die der Meinung gewesen waren, er würde nach ihrer Pfeife tanzen. Das Gegenteil sei der Fall: Der Mann pfeife, und die ratlose Opposition vollführe den Tanz. Lauter groteske Solotänze. Mehr noch: Demnächst werde ihm sogar seine Frau, die Senatorin Cristina, im Amt folgen und seine Politik fortsetzen.

»Was für eine Politik?«

»Nun, eine progressive Linie eben.«

»Progressiv?«

»Gewiss: genau die Linie, denen die Militärs mit ihrem Staatsterror den Kampf angesagt hatten. Bis ihnen endlich das Handwerk gelegt wurde.«

Enrique wunderte sich über den Wortschatz der Tante: »Progressive Linie«, »Staatsterror«. So hätte sich wohl auch Adriana ausgedrückt, wäre sie noch am Leben gewesen.

Er hatte lange gezögert, bis er den Entschluss fasste, seine Arbeitgeber um unbezahlten Urlaub zu ersuchen und seinen Koffer zu packen. Und nun saß er also hier, in der guten Stube der Tante, noch bevor er nach Chivilcoy weiterfuhr, um sich bei seinen Eltern zurückzumelden. Pünktlich zu Weihnachten. Für die eingeschaltete Zwischenstation in Buenos Aires hatte er natürlich allerhand Ausflüchte parat. Schwamm darüber! *Delete!* Er kannte sich gut genug, um über die seelische Verletzung Bescheid zu wissen, die ihm seine Eltern zugefügt hatten, als sie ihn, den kaum Zwölfjährigen, außer Haus gaben, während seine beiden jüngeren Brüder daheim bleiben durften. Bei Papa und Mama. In bester Absicht war es geschehen, gewiss, gewiss. Eine so gute Sekundarschule wie das Colegio Nacional Buenos Aires gab es in Chivilcoy nicht; er solle stolz darauf sein, dass er die Aufnahmeprüfung bestanden hatte. Bla bla bla ... Und bei Onkel Fredy und Tante María Inés sei er gut aufgehoben, sie

waren schließlich keine Menschenfresser und hatten zudem junges Blut in ihrem Umfeld bitter nötig. Bei dem Unglück, das sie getroffen hatte. Gewiss! Aber die Tatsache bleibt bestehen: Er wurde von zu Hause weggeschickt. Mierda! Nie war er darüber weggekommen. Außerdem lässt man sich als Zwölfjähriger nur ungern für gute Werke einspannen. Trotz aller Anstrengung hatte er es noch immer nicht fertiggebracht, die Erbitterung zu überwinden, die ihm zusetzte, sobald er an das ihm damals Angetane denken musste.

»Jetzt musst du aber deine Eltern anrufen; die warten bestimmt schon darauf«, ermahnte ihn die Tante, indem sie ihm freundlich über den Rand ihrer Brille zulächelte. Kurz entschlossen wählte sie die Nummer für ihn und drückte ihm den Hörer in die Hand. Mama war am Apparat. »Hallo, Negrito! ... Erst morgen dürfen wir mit dir rechnen? Wir hatten dich schon für heute erwartet!« Ein eisiger Windhauch schien ihn zu erreichen, obwohl ihm, vom verschneiten New York in den argentinischen Sommer versetzt, die schwüle Hitze von Buenos Aires zu schaffen machte.

Er versprach, ganz bestimmt am folgenden Tag nach Hause zu kommen (»nach Hause«, sagte er ausdrücklich), um den Heiligabend mit ihnen zu verbringen. »Aber nimm gefälligst den Überlandbus« empfahl die Mutter, »am besten den Elf-Uhr-Bus. Denn die Züge sollen morgen wieder einmal streiken. Wir erwarten dich natürlich an der Haltestelle, ja? Mit einem Empfangskomitee, ja?«

»Okay, okay. Die gut hundertfünfzig Kilometer Landweg werde ich schon noch schaffen, nachdem ich den Nonstop-Flug von New York bis nach Buenos Aires überlebt habe«, meinte er lachend.

Ihre Bemerkung »Nach acht Jahren Abwesenheit« klang vorwurfsvoll. »Nur knappe sieben Jahre, Mama«, berichtigte er seine Mutter.

Sie ließ es darauf beruhen. »Und grüß' mir die Tante. S'ist ja Weihnachten.« Of course, das werde er ausrichten. Und auch den Onkel Fredy werde er in ihrem Namen grüßen. Ja? Genau genommen war seine Mutter nur eine Großcousine von María Inés Adler: Teresita, die Tochter Marta Teresas, der jüngsten Schwester Rodolfos. Die hatte einen gewissen Ricardo Moreno geheiratet, einen Steuerinspektor. Beide, Mutter wie Tochter, hatten sich jung zur Ehe entschlossen, im Gegensatz zu María Inés, die lange an ihrem Mädchennamen Antúnez festhielt, bevor sie sich nach einer sich über mehrere Jahre erstreckenden Verlobungszeit endlich zur Ehe durchgerungen hatte.

Seltsam, dass die Mutter ihre Glückwünsche nicht persönlich übermitteln wollte; wer weiß, zu was für Familienzwistigkeiten es während seiner Abwesenheit gekommen war. Der ihn aus der Hörmuschel anwehende kalte Windhauch ließ keine Weihnachtsstimmung aufkommen. Von Kind an war er kälte- und geruchsempfindlich gewesen.

2

Die Tante rief zum Abendessen. Wie lange hatte er keine Empanadas mehr gegessen, diese mit Hackfleisch und Zwiebeln, mit Käse oder weißem Mais gefüllten Teigtaschen! Hatte die dicken Schnitzel mit grünem Salat entbehrt! Dazu ein Glas ehrlichen Rotweins. Endlich einmal keine Pizza, keine Hotdogs, kein Fastfood mit Coca-Cola! Als Nachtschisch frischen Obstsalat mit echter Sahne. Die Tante ließ sich nicht lumpen.

Bevor sich der Onkel zu Tisch begab – erst jetzt fiel es Enrique auf, dass er am Stock ging –, schaltete er das Fernsehgerät ein; eine Reflexhandlung, es war genau zu erkennen.